

ANDREA WÜSTNER

*»Ich war immer verärgert,
wenn ich ein Mädchen bekam«*

Thomas und Katia Mann als Eltern

Mit 22 Abbildungen auf Tafeln

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

In memoriam
Geertruda Joppa und Martha Wüstner,
meinen Großmüttern



ISBN 978-3-492-05283-2

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Satz: Satz für Satz, Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

1

»Einzuleben, einzupassen (soweit es geht)«

Thomas Mann und Katia Pringsheim: Herkunft

»Das sage ich gleich: Es ist müßig zu fragen, ob es mein ›Glück‹ sein würde. Trachte ich nach dem Glück? Ich trachte nach dem Leben und *damit* wahrscheinlich ›nach meinem Werke‹. Ferner: Ich fürchte mich nicht vor dem Reichthum. Ich habe niemals aus Hunger gearbeitet, habe mir schon in den letzten Jahren nichts abgehen lassen und habe schon jetzt mehr Geld, als ich im Augenblick zu verwenden weiß. Auch ist alles Vergängliche mir nur ein Gleichnis.«¹

Der das schreibt ist Thomas Mann, Ende zwanzig und Starautor. Die »Buddenbrooks« haben bereits ihre 18. Auflage erreicht, der Schriftsteller ist ein »berühmter Mann« und wird auf große Gesellschaften eingeladen, wo er in der »anstrengendsten Weise« zu repräsentieren hat:

»Leute gingen um mich herum, beguckten mich, ließen sich mir vorstellen, horchten auf das, was ich sagte. Ich glaube, ich habe mich nicht übel gehalten. Ich habe im Grunde ein gewisses fürstliches Talent zum Repräsentieren, wenn ich einigermaßen frisch bin«, schreibt Thomas an seinen Bruder Heinrich Mann im Februar 1904 über eine Soiree im Hause Pringsheim in der Münchner Arcisstraße. Und auch das: »An diesem Abend lernte ich die Tochter des Hauses kennen, nachdem ich sie früher nur gesehen, oft, lange, unersättlich gesehen und sie nur einmal bei der Antrittsvisite flüchtig begrüßt hatte.«²

So beginnt die Geschichte.

Die einzige »Tochter des Hauses« ist Katharina, genannt

Katia, Pringsheim, zwanzig Jahre alt, Studentin der Mathematik und beim Gedanken an Liebesbeziehung und Heirat »nicht so sehr enthusiasmiert«.³ Eher gelangweilt. Junge und nicht mehr ganz junge Männer, die ihr den Hof machen, gibt es genug. Einer mehr oder weniger ist für die verwöhnte junge Frau aus reichem Elternhaus nichts Besonderes: »Ich war zwanzig und fühlte mich sehr wohl und lustig in meiner Haut«, erzählt sie Jahrzehnte später, »auch mit dem Studium, mit den Brüdern, dem Tennisclub und mit allem, war sehr zufrieden und wußte eigentlich gar nicht, warum ich nun schon so schnell weg sollte.«⁴

Verständlich. Indes: Sehnsucht, Liebe, Leidenschaft – nicht erstrebenswert?

Vielleicht nicht, wenn man die Ehe der Eltern ansieht. Der Vater mit seinen außerehelichen Verhältnissen. Die Mutter, die ihre Rolle als Dame des Hauses unverdrossen weiterspielt. Sie waren zwar seinerzeit nicht unüblich, die Vernunftehen, in denen der Ehemann nach Zeugung des legitimen Nachwuchses seine sexuellen Bedürfnisse außerhalb der Ehe befriedigte und die Ehefrau ihre – selbstverständlich rein platonischen Bedürfnisse – in gesellschaftlich akzeptiertem Rahmen ausleben durfte. So etwas kann funktionieren, aber es hat wenig mit unseren Vorstellungen von Liebe zu tun.

Die junge Katia Pringsheim auf Fotos: Sie wirkt hübsch-
apart, mit mustergültiger Haltung, etwas gelangweilt, ein wenig spöttisch, leicht blasiert. Nicht unbedingt eine Frau, die aussieht, als ob sie sich über ein Kompliment übers Hübschsein, ihre Frisur oder die Haltung freute. Und doch, so erzählt Katia später: »In meiner Jugend war ich, glaube ich, recht hübsch. Das Traurige ist, daß ich es gar nicht wußte. Es hat eigentlich nie jemand in meiner Familie die Freundlichkeit gehabt, es mir zu sagen. Da meine Mutter eine berühmt schöne Frau war und eine meiner Großmütter, die Mutter meines Vaters, immer, wenn sie mich sah, nur sagte: Ach, die Mutter erreichst du ja nie! habe ich mich auch damit abgefunden. Ich

hatte gar keine hohe Meinung von meinen äußeren Reizen und wußte nichts davon. Schade eigentlich.«⁵

Ja, das ist schade. Und verletzend. Kann es wirklich sein, dass die »berühmt schöne« Mutter Hedwig Pringsheim solche Urteile nicht relativierte? Dass der Vater und die Brüder der jungen Frau nicht protestierten?

Was war das für ein Elternhaus?

Reich, sehr reich. Das ist das Erste, was im Zusammenhang mit den Pringsheims genannt wird. Reich, kultiviert und seit 1890 mit großem Palais an der Arcisstraße in München.

Der Vater Alfred Pringsheim wurde als einziger Sohn eines vermögenden jüdischen Eisenbahnunternehmers aus Schlesien 1850 in Ohlau/Schlesien geboren. Aufgewachsen ist er in Berlin, sein Studium der Mathematik absolvierte er in Heidelberg und München, wo er ab 1886 als Professor für Mathematik lehrte.

Die Mutter Hedwig Pringsheim: geboren 1855 in Berlin als älteste Tochter von Ernst und Hedwig Dohm, Redakteure, Schriftsteller, Pazifisten. Beide Eltern stammen aus jüdischen Familien, die zum protestantischen Glauben konvertierten. Sie bieten ihrer Tochter ein finanziell bescheidenes, aber geistig höchst bereicherndes Elternhaus. Hedwig erlernt die Schauspielerei und ist damit durchaus erfolgreich.

Mit dreiundzwanzig Jahren lernt die schöne junge Frau Alfred Pringsheim kennen. Ein äußerlich wenig attraktiver Mann, aber sehr intelligent und amüsant. Und vor allem sehr reich. Das war zu allen Zeiten nicht ohne Bedeutung. Das Paar heiratet rasch und wohnt zunächst in einer großen Wohnung in der Münchner Sophienstraße.

Innerhalb von vier Jahren werden fünf Kinder geboren: Erik 1879, Peter 1881, Heinz 1882 und die Zwillinge Klaus und Katharina 1883.

Das ist in dieser Zeit nicht ungewöhnlich. Jedes Jahr eine Geburt ist fast eine Selbstverständlichkeit. Man nimmt die Kinder, wie sie kommen. Und erzieht sie entsprechend der

eigenen gesellschaftlichen Stellung. Die ständische Gesellschaft ist noch intakt, und wer arm geboren ist, der wird es höchstwahrscheinlich lange bleiben. Wer reich ist, darf berechnete Hoffnung haben, dass das anhält. Und kann seinen Rang an die nächste Generation weitergeben. Der ist bei den Pringsheims ein denkbar hoher: reich, gebildet, kultiviert und sicher das, was man heute als Elite bezeichnet.

Das bedeutet für die Kinder: Keine öffentliche Volksschule, sondern Privatlehrer. Nichts Gewöhnliches, sondern nur Erwähltes, Erlesenes soll den Sprösslingen nahe gebracht werden. Man besucht Museen, Theater, das Opernhaus und – auch das ist ganz wichtig für diese Elite – man treibt Sport. Dazu gehören Fahrradfahren und der Tennisklub. Man hält auf sich. Und gibt sich alle Mühe, den Kindern eine hervorragende Erziehung angedeihen zu lassen. Dass auch körperliche Züchtigungen dazugehören, ist für heutige Verhältnisse unerträglich. Im 19. Jahrhundert indes und weit ins 20. Jahrhundert hinein wird körperliche Gewalt nicht als erbärmliches Mittel der Erziehung gesehen.

Disziplin und bedingungsloser Gehorsam sind auch in der Schule oberstes Gebot. Erwachsene haben die Macht, und sei es auch nur über Kinder. Die muss man im Griff haben, so, dass ein Blick genügt, um sie verstummen und gehorchen zu lassen.

Daniel Schreber, der berühmte Verfasser eines im 19. Jahrhundert viel gedruckten und übersetzten Erziehungsbuches, das nicht nur von der Schweizer Psychoanalytikerin Alice Miller als ein Hauptwerk der »Schwarzen Pädagogik« bezeichnet wurde, hat sich ausführlich damit beschäftigt, wie man mit Gewalt den Willen eines Kindes bricht, seiner Herr wird und eine stabile Herrschaft über das kindliche Wesen erlangt.

»Heut hat es sich gezeigt, dass Anschreien Erik vielmehr imponiert als körperliche Züchtigung. Das neue Mittel, von Alfred verwendet, erzielte ein ängstliches Weinen und augenblickliche, strikteste Folgsamkeit.«⁶ Das Beispiel könnte aus

Schreibers Buch stammen. Tatsächlich jedoch schreibt dies Hedwig Pringsheim über ihren gerade zweijährigen Sohn. Für damalige Verhältnisse völlig normal, nur manchmal gibt man sich toleranter: Die Kinder dürfen über ihre Strafen diskutieren und auswählen: Schlagen auf den »popus« oder regungsloses Verharren auf einem Stuhl?

Da Hedwig Pringsheim detaillierte Kindertagebücher schrieb, ist in ihnen das Wirken und Werden von Eltern und Kindern exemplarisch und atmosphärisch dicht nachzuvollziehen: strenge Erziehung und bestmögliche Bildung, gepaart mit künstlerischen Ambitionen und Savoir-vivre.

Dazu gehört auch, dass die Kinder sich mit den wechselnden Liebschaften des Vaters auseinandersetzen müssen und diese akzeptieren sollen. Stadtbekannt ist das Verhältnis Alfred Pringsheims mit der berühmten Wagner-Sängerin Milka Ternina. Die schöne junge Frau ist häufig Gast bei den Pringsheims und soll von Gattin Hedwig und den Kindern als Freundin des Hauses betrachtet und behandelt werden. Das klappt vordergründig wohl auch. Indes, so schreibt Hedwig 1891 in ihr Kinderbüchlein:

»Wir sitzen am Theetisch, ich meine Alfred, der noch fehlt, trinke gewiß bei Milka Thee. Kati: ›Der Fey [Vater Alfred Pringsheim, A. d. V.] spielt Milka überhaupt sehr den Hof, er wird sie wohl heiraten wollen, auf ein Jahr, bis sie ein Kind hat, dann wird er wiederkommen und sich mit dem Kind protzen, als wenn es gescheiter wär als wir fünf, aber dann jagen wir Milka mit'm Kind fort.‹ Das erzähle ich Alfred, der Kati fragt, wie er denn den Hof spiele? ›Ja«, sagt Kati, ›du gehst halt immer Theetrinken zu ihr und gibst ihr den Arm und applaudirst im Theater [...], du bist wie ein Witwer, der eine andere will.«⁷ Wessen Gedanken, ja, Sorgen und Befürchtungen das achtjährige Kind hier ausspricht, ist klar: Es sind die von Erwachsenen. Vielleicht hat das Kind den Tuscheleien der Hausangestellten etwas abgelauscht. Oder vertraulichen Gesprä-

chen der Mutter mit Freundinnen. Und dann versucht es, sich das Gebaren des Vaters zu erklären, die Rolle der Mutter, die sich auf dem schmalen Grat zwischen Nonchalance, Großzügigkeit und Liberalität einerseits und Entwürdigung andererseits bewegt. Wäre die Einbindung der Geliebten des Vaters tatsächlich so unproblematisch, dann würde ein Kind nicht solche Szenarien entwerfen. Dann würde es die beiden Realitäten – hier das Familienleben, dort das Liebesleben des Vaters – trennen können.

Da das offenbar nicht gelingt, werden märchengleiche Lösungsbilder konzipiert: Wir jagen die Konkurrenz davon. Was tatsächlich aus den Worten der achtjährigen Katia spricht, ist die kindliche Angst, dass nicht Milka Ternina mit einem womöglich »gescheiteren« Kind, sondern die legitim Geborenen »fortgejagt« werden. Beunruhigende Vorstellung. Sind solche Überlegungen übertrieben? Spekulativ? Wohl kaum.

Golo Mann bemerkt später, Alfred Pringsheim »lebte seit Jahrzehnten in einer Art von Doppelehe; den Nachmittag verbrachte er bei einer Frau Professor von X. Dazu die Großmutter zu mir: ›Eine Person, die mir viel Böses getan hat.«⁸

Ja, wenn die Gespielinnen des Ehemannes lieb und fügsam sind, wie vielleicht Milka Ternina, kann man sich noch souverän geben. Eine »Frau Professor von X« hingegen wird sich nicht dezent in das Pringsheimsche Leben einfügen lassen, sondern ihren Nachmittag mit Alfred einfordern. Mit den daraus resultierenden Stimmungen – das Liberale einerseits, das Bedrückende (»viel Böses«) andererseits – wurde Katia von Kindheit an konfrontiert. Fünfjährig beschließt sie, nicht zu heiraten, »denn man kann ja glauben, ein Mann ist sehr brav, und wenn man geheiratet ist, dann merkt man, er ist sehr böse, da ists doch besser, man heiratet sich erst garnicht: ich bleib bei meinem Mutterl«.⁹

Abgesehen davon, dass Katia tatsächlich sehr eng an ihre Mutter gebunden bleibt und sich als deren einzige Freundin betrachten darf (oder soll), stellt sich die Frage, wer ihr das

erzählt hat? Hätte ein Kind solche Gedanken nicht, wenn die häusliche Situation stimmig wäre? Wenn das Kind seine Eltern nur aus kindlicher Erfahrungsperspektive betrachten würde? Dass Katia schon als Fünfjährige alle Ehemänner (also auch den eigenen Vater in seiner Rolle als Ehemann) als womöglich »böse« bezeichnet, bedeutet, dass sie schon sehr früh mit Themen, die den Erfahrungsradius eines Kindes deutlich überschreiten, konfrontiert wird.

Für sich selbst beschließt sie deshalb, lieber ein Knabe als ein Mädchen zu sein. Da wäre etwas schief gelaufen mit dem Zwillingenbruder Klaus, sagt die Kleine, eigentlich wäre sie der Junge und er das Mädchen. An Weihnachten 1887 tauscht sie ihr Puppengeschirr gleich gegen die Pistole des anderen Bruders Peter. Nein, mädchenhaft wollte Katia nicht sein. »Wenn du Mädchen zu uns einlädst, werde ich sie brutalisieren«¹⁰, droht sie ihrer Mutter, mit fünf Jahren. Warum eigentlich? Wollte sie sich nicht in Konkurrenz zu anderen Mädchen setzen? Hielt sie sich für etwas Besseres? Das war sie zwar im Verhältnis zu vielen anderen. Aber eben nicht in Bezug auf ihre Stellung als Mädchen, als Frau.

Neue häusliche Konstellationen sollen förderlich sein: Als die Familie 1890 in das neu gebaute Palais in die Arcisstraße zieht, gibt es kein gemeinsames Kinderzimmer für alle Kinder mehr. Die Brüder bekommen eigene Räumlichkeiten, während Katia sich nun ein Zimmer mit der französischen Gouvernante teilen muss.

Nie besucht Katia eine öffentliche Schule. Als die Brüder nach privatem Volksschulunterricht auf ein Gymnasium wechseln, bleibt Katia dieser Weg versperrt. Es gibt kein gemischtes Gymnasium, die 1822 als Schule für höhere Töchter gegründete Luisenschule genügt den Ansprüchen nicht. Also erhält sie weiterhin Privatunterricht, bei Studenten, bei Gymnasiallehrern. »Einer für die alten Sprachen, einer für Mathematik und einer für Deutsch und Geschichte«, erzählt Katia später. »Das Ganze war ja furchtbar leicht, und ich lernte nicht

schwer. Es ging sehr schnell. Wenn man allein ist, lernt man viel schneller.«¹¹

Ja, man lernt schneller. Aber man versäumt auch viel.

Es ist etwas anderes, im Schutz des reichen Elternhauses und/oder der brüderlichen Gemeinschaft als Jeunesse dorée unterwegs zu sein, als sich in fremder Gesellschaft Freundschaften aufzubauen, die nicht darauf basieren, dass man Teil einer bestimmten Gesellschaftsschicht ist und deren Lebenseinstellungen und Werte repräsentiert. In Freundschaften gelten andere Regeln, die freilich auch ein gewisses Maß an Ablösung von den Eltern erfordern. Da geht es nicht mehr um das »Wir-Gefühl« der Familie, sondern um Individuation. Freundschaften und Beziehungen sind geschützte Orte, an denen man sich in vielfältigen menschlichen Facetten ausloten kann. Das ist für ein Mädchen in dieser Zeit nicht möglich. Man bleibt unter sich und seinesgleichen.

Die Pringsheims sind nicht nur Teil einer Elite, die etwas zu repräsentieren versucht, sondern auch eine verschworene Gemeinschaft. Vertrauensvolle Freundschaften können dabei nur schwerlich entstehen. Vielleicht ist das auch gar nicht erwünscht. Man trägt nichts nach außen, man beschmutzt nicht das eigene Nest. Wie erlernt jemand, der sein Vertrauen immer nur Mutter, Vater, Brüdern schenkt, die Kunst des Einfühlens in andere Menschen? Fast erschreckend mutet es an, dass die weit über fünfzigjährige Katia später schreiben wird, dass sie noch nie eine Freundin hatte, die sie wirklich mochte.¹²

Was wäre die Alternative für Fräulein Pringsheim gewesen? Für ein hochintelligentes Mädchen, das am Ende des 19. Jahrhunderts Abitur und Studium anstrebt, gibt es kaum eine andere Möglichkeit als teuren Privatunterricht. War der konstante Kontakt zu gleichaltrigen Mädchen überhaupt erwünscht? Offenbar nicht. Den Umgang mit Mädchen wird sie später mühsam lernen müssen. Widerwillig, verärgert. Später werden die Gegebenheiten andere als bei den Pringsheims

sein. Dort ist sie nicht nur einzige Tochter, sondern auch noch einzige Freundin der Mutter. Geschlossene Gesellschaft.

1900 besteht Katia Pringsheim als Externe glanzvoll das Abitur und beginnt, 1901, unter anderem bei Wilhelm Conrad Röntgen und ihrem Vater, Physik und Mathematik zu studieren. Auch Mutter Pringsheim hat sich als Gasthörerin eingetragen, gemeinsam besuchen die beiden Kurse für Russisch, Philosophie und Ästhetik. Dass sich so keine lockeren Studienkontakte zu Kommilitonen ergeben können, ist wohl nicht unerwünscht.